

DIE DECHIFFRIERUNG VON HELDEN

FLORIAN NIESER (HG.)

ASPEKTE EINER SEMIOTIK
DES HEROISCHEN
VOM MITTELALTER
BIS ZUR GEGENWART



[transcript] POPULÄRES MITTELALTER

Aus:

Florian Nieser (Hg.)

Die Dechiffrierung von Helden
Aspekte einer Semiotik des Heroischen
vom Mittelalter bis zur Gegenwart

Januar 2020, 286 S., kart., 11 SW-Abb., 1 Farbabb.

39,99 € (DE), 978-3-8376-4927-7

E-Book:

PDF: 39,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4927-1

Riesen und mittelalterliche Helden, aber auch Batman, Leonidas und Dr. Who – die Beiträger_innen des Bandes erarbeiten einen zeichenbasierten Zugang zum breiten Spektrum an Heldenfiguren, von vergangenen Jahrhunderten bis in die Gegenwart hinein. Im Zentrum steht das Verhältnis von heldenhafter Figur zu ihrem charakteristischen Zeicheninventar. Der breit aufgestellte interdisziplinäre Ansatz ermöglicht dabei Rückschlüsse, inwiefern von einer zeitübergreifenden Existenz einer »Helden-Semiotik« ausgegangen werden kann und welche Schlussfolgerungen sich daraus für synchrone und diachrone Heldenkonzeptionen ziehen lassen.

Florian Nieser (Dr. phil.) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im DFG-Projekt AMAD (»Archivum Medi Aevii Digitale«) an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Er schloss sein erstes Staatsexamen in den Fächern Theologie und Germanistik an der Eberhard-Karls Universität in Tübingen ab und wurde dort 2018 in Germanistischer Mediävistik promoviert. Seine Forschungsschwerpunkte sind semiotische Codierungen von Heldenfiguren (Heldenepik, höfischer Roman), Dingsemiotik, Game Studies sowie Inter- und Transmedialität.

Weiteren Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/978-3-8376-4927-7

© 2020 transcript Verlag, Bielefeld

Inhalt

Danksagung | 7

Einleitung

Ann-Kathrin Olbert und Daria Jansen | 9

I. HELDEN-ZEICHEN

Heldengeschrei

Zur Poetik des Schalls im ›Willehalm‹

Wolframs von Eschenbach

Heike Sahn | 25

Ecke am Zeichenpool – oder: Wie man kein Held wird

Eine semiotische Analyse des ›Eckenliedes‹

Anne-Katrin Federow | 49

Batmans Zeichen

Zur Metonymie als semiotischem Verfahren in Superheldennarrativen

Stefan Tetzlaff | 79

II. IRRITIERENDE HELDENFIGUREN

Die Dekonstruktion eines Heldenbildes?

Ein unzuverlässiger Erzähler und ein changierender Held.

Der unglaubliche Gasoein

Svenja Fahr | 105

Riesen und Helden

Erklärungsmodelle für eine unfeste Dichotomie

Lena van Beek | 123

III. LESBARKEIT ALS (FIGUREN-)KONZEPT

WHOever I feel like

Überlegungen zur Flexibilität von Serienhelden am Beispiel höfischer Artusromane und der BBC-Serie ›Doctor Who‹

Matthias Däumer | 143

Zum Umgang mit einem ungebetenen Gast

Der Held am französischen Königshof in der ›Bataille d'Aliscans‹ und im ›Willehalm‹ Wolframs von Eschenbach

Florian Nieser | 171

IV. HELD, KUNST UND KANON

Leonidas als gezeichneter Held

Ästhetik der Selbst- und Fremdgewalt in Frank Millers ›300‹

Anna Pawlak | 191

***così heroico* – Michelangelos David im Zeichen des Heroischen**

Jennifer Trauschke | 209

V. HELDEN ALS ELEMENT (POP-)KULTURELLER REFLEXION

»Computerspieler« gegen »Terroristen«

Drohnenpiloten und Jihadisten als post- und retroheroische Kriegerhelden

Bernd Zywiets | 229

Die Doppelidentität des Helden

Ein Konzept zwischen höfischer Epik und modernen Superhelden

Thalia Vollstedt | 249

Autorinnen und Autoren | 281

Einleitung¹

Ann-Kathrin Olbert und Daria Jansen

Die »sehr einfache Frage [...], wie und woran man einander identifiziert und erkennt«², stellt sich bei näherem Betrachten als nicht ganz so trivial heraus – zumindest dann nicht, wenn man sie an mittelalterliche Texte richtet, wie Armin Schulz dies in seiner Habilitationsschrift ›Schwieriges Erkennen‹ (2008) tut. Dort begegnet man Figuren, die enge Bekannte nicht anhand ihrer Physiognomie wiedererkennen, sondern zur Identifikation auf Zeichen zurückgreifen müssen, während sich völlig Fremde auf den ersten Blick problemlos erkennen können, ohne sich jemals zuvor gesehen zu haben.³ Man erfährt, dass im Mittelalter, anders als in der Moderne, Kleidung als zuverlässiges Erkennungsmerkmal gilt, wohingegen Körper und Haut nur dann als Gnorisma taugen, wenn sie dauerhaft versehrt sind.⁴ Nicht zuletzt beobachtet man, wie mittelalterliche Texte einen zeitlichen Aufschub zwischen Wahrnehmen und Erkennen inszenieren⁵ und die Figuren sich an isolierten Einzelzeichen orientieren, wo wir uns heute auf einen Gesamteindruck stützen.

-
- 1 Die Beiträge dieses Bandes sind aus dem Workshop ›Die Lesbarkeit von Helden‹ hervorgegangen. Der zweite Teil dieser Einleitung greift auf den Bericht zum Workshop zurück: Daria Jansen und Ann-Kathrin Olbert, Bericht des Workshops »Die Lesbarkeit von Helden« in Tübingen, 04.-05. August 2017, in: *Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte*, 13. Oktober 2017, <https://mittelalter.hypotheses.org/11329>.
 - 2 Armin Schulz: *Schwieriges Erkennen. Personenidentifizierung in der mittelhochdeutschen Epik*, Tübingen 2008, S. 4.
 - 3 Schulz [Anm. 2], S. 16f.
 - 4 Ebd., S. 3, 11 u.ö., mit Verweis auf Andreas Kraß: *Geschriebene Kleider. Höfische Identität als literarisches Spiel*, Tübingen und Basel 2006 (Bibliotheca Germanica 50).
 - 5 Schulz [Anm. 2], S. 27.

Armin Schulz geht dem Phänomen der ›Personenidentifizierung‹ als erster in systematischer Absicht und im Hinblick auf ein größeres Textcorpus⁶ auf den Grund. Ausgehend von der Prämisse, dass die »Wahrnehmung von Wahrnehmung«⁷ historisch-kulturellem Wandel unterliege, arbeitet Schulz die grundsätzliche Alterität mittelalterlicher Erkenntnismuster heraus. Anhand von Heldenepik und höfischem Roman⁸ des 12. bis 14. Jahrhunderts erstellt er eine »soziale Epistemik der feudalen Gesellschaft«⁹, worunter er »die Muster des Erkennens und Identifizierens von Personen und ihrer identitätsrelevanten Merkmale, als Grundlage dessen, wie man mit ihnen umzugehen hat«¹⁰, versteht. Schulz operiert bewusst mit einem weit gefassten Begriff von ›Personenerkenntnis‹, der »das gesamte Feld des Erkennens identitätsrelevanter Merkmale«¹¹ bezeichnet.

-
- 6 Einige wenige grundlegende überblickshafte Darstellungen liegen vor, die Schulz in seinem instruktiven Forschungsüberblick auf den Seiten 8-14 aufarbeitet: Ingrid Hahn: Zur Theorie der Personenerkenntnis in der deutschen Literatur des 12. bis 14. Jahrhunderts, PBB (1977), S. 395-444; Dieter Kartschoke: *Der ain was grā, der ander was chal*. Über das Erkennen und Wiedererkennen physiognomischer Individualität im Mittelalter, in: Johannes Janota [u.a.] (Hgg.): Festschrift Walter Haug und Burghart Wachinger, Bd. I, Tübingen 1992, S. 1-24; Jan-Dirk Müller: Woran erkennt man einander im Heldenepos? Beobachtungen an Wolframs ›Willehalm‹, dem ›Nibelungenlied‹, dem ›Wormser Rosengarten A‹ und dem ›Eckenlied‹, in: Gertrud Blaschitz, Helmut Hundsbiehler, Gerhard Jaritz und Elisabeth Vavra (Hgg.): *Symbole des Alltags – Alltag der Symbole*. Fs. Harry Kühnel, Graz 1992, S. 87-111; Wolfgang Haubrichs: *Habitus Corporis*. Leiblichkeit als Problem einer historischen Semantik des Mittelalters. Ein Beispiel physiognomischer Körperdarstellung in der ›Limburger Chronik‹, in: Otto Langer und Klaus Ridder (Hgg.): *Körperinszenierungen in mittelalterlicher Literatur*. Kolloquium am Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld (18. bis 20. März 1999), Berlin 2002 (Körper – Zeichen – Kultur 11), S. 15-43 sowie der interdisziplinäre Sammelband von Peter von Moos (Hg.): *Unverwechselbarkeit. Persönliche Identität und Identifikation in der vormodernen Gesellschaft*, Köln, Weimar/Wien 2004 (Norm und Struktur 23) und die historische Studie von Valentin Groebner: *Der Schein der Person. Steckbrief, Ausweis und Kontrolle im Europa des Mittelalters*, München 2004.
- 7 Schulz [Anm. 2], S. 3.
- 8 Ebd., S. 355-497, Kapitel V über Konrad von Würzburg; dort finden sich zudem Seitenblicke auf die höfische Legende und die Kleinelik.
- 9 Ebd., S. 8.
- 10 Ebd.
- 11 Ebd., S. 16.

Als ›epistemisch‹ begreift er alles, »was mit menschlichem Erkennen und menschlicher Erkenntnis zu tun hat, unabhängig davon, wie derlei gewonnen wird (und unabhängig von der Komplexität des Erkennens und der Erkenntnis).«¹²

Nicht nur Wahrnehmung, sondern auch »die Schwellen desjenigen, was für die jeweilige Kultur ein Zeichen ist und was nicht«¹³, seien kulturell und historisch bedingt, so Schulz. Die Frage nach Erkennen und Wiedererkennen habe daher auch Anteil an einer weiter gefassten Forschungsdiskussion über den Status von Zeichen überhaupt im Mittelalter, die sich zwischen den beiden Polen ›Zeichen‹ und ›Präsenz‹ bewege.¹⁴ Wie Schulz zeigt, kennen mittelalterliche Texte sowohl semiotische Muster des Erkennens, so beispielsweise, wenn sie darstellen, wie Figuren auf der Basis von Zeichen »semiotisch-rationale Schlußfolgerungen«¹⁵ vollziehen, als auch asemiotische Erkenntnisvorgänge, bei denen sich die Körper »gewissermaßen unvermittelt ›von selbst‹ und ›als sie selbst‹ mitteilen.«¹⁶ Schulz veranschlagt für seine Theorie der Personenerkenntnis ein metonymisches Zeichenverständnis¹⁷, das auf einem Verhältnis der Teilhabe oder Berührung sowie der räumlich-zeitlichen Nähe von Zeichen und Bezeichnetem beruhe. Da metonymische Zeichen nicht arbiträr, sondern motiviert seien,

12 Schulz [Anm. 2], S. 16.

13 Ebd., Anm. 66; Schulz verweist an dieser Stelle auf Winfried Nöth: *Handbuch der Semiotik*, 2. Auflage, Stuttgart und Weimar 2000, S. 133-135, sowie Aleida Assmann: *Probleme der Erfassung von Zeichenkonzeptionen im Abendland*, in: Roland Posner, Klaus Robering und Thomas A. Sebeok (Hgg.): *Semiotik/Semiotics. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur. A handbook on the sign-theoretic foundations of nature and culture*, 3 Bde., Berlin/New York 1997-2003 (HSK 13/1-3), Bd. I (1997), S. 710-719.

14 Die entsprechenden Forschungspositionen diskutiert Schulz [Anm. 2] auf S. 20f.

15 Schulz [Anm. 2], S. 19.

16 Ebd.

17 Schulz verweist für eine das Mittelalter grundsätzlich prägende metonymische Weltauffassung auf Harald Haferland: *Das Mittelalter als Gegenstand der kognitiven Anthropologie*, sowie auf dens.: *Metonymie und metonymische Handlungskonstruktion*; vgl. Schulz [Anm. 2], S. 24f. u. Anm. 97. Zu ergänzen wären hier neuere Arbeiten Haferlands, insbesondere ders.: *Verschiebung, Verdichtung, Vertretung. Kultur und Kognition im Mittelalter*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 33.2 (2008), S. 52-101, sowie ders.: *Kontiguität. Die Unterscheidung vormodernen und modernen Denkens*, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 51 (2009), S. 61-104.

können sie die binäre Opposition zwischen Zeichen und Präsenz unterlaufen und eine Skalierbarkeit ermöglichen.¹⁸ Das metonymische Zeichenverständnis bedinge zudem die für uns heute befremdliche Privilegierung von Einzelzeichen gegenüber einer auf die Gestalt gerichteten Wahrnehmung in mittelalterlichen Epen.

Will man etwas über Personenerkenntnis im Mittelalter erfahren, lohnt ein Blick auf Literatur nicht allein deshalb, weil das Phänomen laut Schulz nicht »theoretisch kodifiziert«¹⁹ worden sei, sondern auch, weil in den Texten »diese Muster nicht bloß fraglos vorausgesetzt, sondern in ihrem Gelingen und ihrem Scheitern ausgestellt, in ihren Routinen gebrochen, verkompliziert, paradoxiert, als Alternativen gegeneinander ausgespielt werden.«²⁰ So zeigt Schulz beispielsweise, dass die vielfach in den Texten inszenierte Asemiotizität – im Kontrast zur Arbitrarität und damit potentiellen Manipulierbarkeit von semiotischen Systemen – als bewusste Strategie fungiere, Authentizität und Aufrichtigkeit auszustellen.²¹ Ein weiteres Ergebnis seiner Arbeit ist, dass sowohl Heldenepik als auch höfischer Roman jeweils mit beiden Zeichentypen arbeiten, dass aber gewisse gattungsspezifische Tendenzen bestehen: Das Semiotische komme im höfischen Roman häufiger vor und unterliege einer komplexeren Inszenierungsstrategie. Asemiotische Muster setze die Heldenepik in Form von spontanem Erkennen völlig Fremder um, während der höfische Roman Körper als »Realabstraktionen«²² höfischer Tugenden darstelle. Ausgangspunkt sei für den höfischen Roman die Annahme einer grundsätzlichen »Lesbarkeit«²³ von Körpern, hier sei man »auf den schönen Schein des Sichtbaren angewiesen, der nie nur bloßer Schein sein darf«²⁴, während »die Heldenepik von einem tiefen Mißtrauen gegenüber dem schönen Schein der sichtbaren Körperflächen geprägt«²⁵ sei.

18 Schulz [Anm. 2], S. 24-27.

19 Ebd., S. 24.

20 Ebd., S. 4. Vgl. auch S. 29, wo Schulz mit Rainer Warnings Konzept der »Konterdiskursivität« arbeitet. Vgl. Rainer Warning: Poetische Konterdiskursivität. Zum literaturwissenschaftlichen Umgang mit Foucault, in: Rainer Warning: Phantasie der Realisten, München 1999, S. 313-345.

21 Schulz [Anm. 2], S. 17-19.

22 Schulz verweist an dieser Stelle auf Peter Czerwinski: Der Glanz der Abstraktion. Frühe Formen von Reflexivität im Mittelalter. Exempel einer Geschichte der Wahrnehmung I, Frankfurt/New York 1989, S. 39-43.

23 Schulz setzt den Begriff durchgehend in einfache Anführungszeichen.

24 Schulz [Anm. 2], S. 37f.

25 Ebd., S. 38.

Schulz' Überlegungen, die hier nicht einmal annähernd vollständig dargestellt werden konnten, sind ›state of the art‹. Er selbst versteht seinen Beitrag als einen Versuch, sich vom »Standpunkt der Germanistischen Mediävistik aus an einer interdisziplinären Debatte zu beteiligen«²⁶, der dezidiert »weder inter- noch transdisziplinär«²⁷ sein möchte, sich aber »von kulturwissenschaftlichen Fragestellungen anregen lässt.«²⁸ Bezieht sich die Frage nach der Dechiffrierbarkeit des Helden aus literaturwissenschaftlicher Sicht zunächst einmal auf textinterne (intradiegetische) Beobachter, so kann sie dann aber auch auf den textexternen Rezipienten und damit auf die außerliterarische Wirklichkeit hin geöffnet werden. Wie produktiv dies sein kann, zeigte der Workshop ›Die Lesbarkeit von Helden – Fragen zur Existenz einer ›Helden-Semiotik‹«, der am 4. und 5. August 2017 an der Eberhard Karls Universität Tübingen stattfand. Schulz wurde zum Ausgangspunkt genommen, sein Untersuchungsgegenstand aber in diachroner und interdisziplinärer Perspektive erweitert sowie mit einem spezifischen Fokus auf ›Helden‹ versehen: Die Frage lautete: »Wie und woran identifiziert und erkennt man Helden?«

Der Band versammelt auf der Grundlage des Workshops Beiträge aus Älterer und Neuerer germanistischer Literaturwissenschaft, Kunstgeschichte und Ethnologie. Heldenbilder und -konzepte sind ein signifikanter Forschungsgegenstand jeder dieser Disziplinen. Der Frage aber, *was* ein Held sei, muss in den einzelnen Fachrichtungen gänzlich verschieden begegnet werden, was das ›Reden über Helden‹ im interdisziplinären Austausch erschweren kann. Verlagert man aber den Fokus von der *Konstitution* von Helden auf die *Lesbarkeit* von Helden, wie Schulz dies tut, ergibt sich eine gemeinsame Gesprächsgrundlage. In diesem Sinne setzte auch der Workshop bei der ›Dechiffrierung von Helden‹ an und diskutierte die Mechanismen der Darstellung, Einbettung und Tradierung heroischer Zeichen.

Die Beiträge des vorliegenden Bandes lassen die Vielschichtigkeit dieser Debatte sichtbar werden. Heldenfiguren mittelalterlicher Literatur (Nieser, Federow, Sahn, Fahr, van Beek) werden ebenso untersucht wie die Lesbarkeit »gezeichneter« Helden (Pawlak) und Erscheinungsformen popkultureller Helden in Film und Comic (Vollstedt, Tetzlaff, Däumer). Zudem wird die Kanonisierung einer Helden-Vita (Tauschke) und die Inszenierung des Heroischen als Mittel der Kriegsführung (Zywietz) in den Blick genommen. So vielfältig wie die betrachteten Helden sind auch die jeweiligen Analysezugänge. Von Semiotik

26 Schulz [Anm. 2], S. 5.

27 Ebd.

28 Ebd., S. 4.

und Linguistik über sprach- und kunsthistorische Perspektiven hin zu Narratologie und Kulturwissenschaft wird die Mikroebene singulärer Helden-Zeichen ebenso in den Blick genommen wie der diachrone Wandel, auch mit Blick auf verschiedene Gattungen, Medien und Weltentwürfe.

BEITRÄGE

Heike Sahn, Anne-Katrin Federow und Stefan Tetzlaff beschäftigen sich in **Teil 1 (»Helden-Zeichen«)** mit der Entstehung, der Stabilisierung und den strukturierenden Eigenschaften heldischer Zeichen sowie den Voraussetzungen eines gelungenen Semioseprozesses. Während Sahn die Funktion von »Heldengeschrei« im »Willehalm« mit Blick auf Figurenverbände untersucht, geraten mit dem mittelalterlichen Helden Ecke und dem modernen Superhelden Batman Figuren in den Blick, die den Versuch unternehmen, sich aktiv in einem heroischen Zeichensystem zu verorten. Federow zeigt am Beispiel von Eckes Inkompetenz *ex negativo*, dass über Zeichenkompetenz heldische *fama* verhandelt werden kann. Für Tetzlaff wird die Demonstration von Zeichenkompetenz im Hinblick auf die singuläre Ausnahmeposition des Helden funktionalisiert.

Heike Sahn widmet sich auditiven Signalen als einem elementaren Baustein der Performanz von Helden(-verbänden) im Schlachtgeschehen. Sie zeigt auf, dass in Wolframs von Eschenbach »Willehalm« beide Schlachten über eine Klangregie aus Instrumenten und Schreien derart organisiert sind, dass der Verlauf der Schlacht in der Wahrnehmung des *sounds* ablesbar ist. Dabei arbeitet sie heraus, dass die gegnerischen Parteien jeweils über unterschiedliche klangliche Hilfsmittel (Instrumente und/oder Stimmen) verfügen, deren Perzeption aber (anders als im »Rolandslied«) grundsätzlich gleich ist.

Anne-Katrin Federow wählt einen dezidiert semiotischen Zugriff auf das Eckenlied. Mit Charles S. Peirces relationalem Zeichenkonzept analysiert sie das Zusammenspiel von Zeichenmittel, Objekt und Interpretant und kommt zu dem Ergebnis, dass aufgrund von Eckes fehlender Einsicht in die Kontextgebundenheit heroischer Zeichenmittel ein Missverhältnis zwischen Zeichen und Träger bestehe. Dieses Primat der Passung von Helden-Zeichen und Trägerfigur verbindet sie mit der Annahme eines adlig-heldischen »Habitus« (Pierre Bourdieu). Diese Passung ist dabei keine statische Setzung, sondern kann auf der Makroebene der Erzählung aktiv verhandelt und dadurch verifiziert bzw. falsifiziert werden. Damit Zeichen als Verweis auf einen heroischen Status verstanden werden können, müssen diese »situationsadäquat« (S. 70) eingesetzt und zudem in ihrer »Kontextgebundenheit« (S. 78) erkannt und verstanden werden. Hierdurch

gerät die zentrale Rolle des Rezipienten in den Blick, der ebenso wie der Held dem heroischen Zeichensystem kompetent oder inkompetent gegenüberstehen kann. Ecke scheitert bei dem Versuch, Dietrich zu kopieren, da er dessen Zeichen nur übernehme, ohne jedoch einen vollständigen Semioseprozess zu durchlaufen. Um Dietrichs Vormachtstellung noch weiter zu konsolidieren, macht der Text Ecke schließlich über Kopf, Rüstung und Schwert selbst zum Zeichenmittel für Dietrich.

Stefan Tetzlaff geht mit Bezug auf Roman Jakobson davon aus, dass heroische Zeichen ihre Bedeutung »paradigmatisch-metaphorisch« (S. 84) in einem Verweis-Gefüge gewinnen oder aber »metonymisch, über Benachbarung und Sequenzialität Bedeutung«²⁹ erzeugen können. Er identifiziert Batman und Superman als Pole zweier komplementärer Superheldentypen des 20. Jahrhunderts. Dazu kombiniert Tetzlaff Jakobsons strukturelle Semiotik mit seinem Modell vom ›Wirkraum‹ respektive ›passiv geprägtem Raum‹. Batman inszeniert sich innerhalb eines passiv ›geprägten Raums‹, den Tetzlaff dem Weltmodell des Realismus zuordnet, in einem Gebäude metonymischer Verweise (Bat-Mobil, Bat-Zeichen etc.). Superman hingegen wird durch einen belebten, handelnden ›Wirkraum‹, den Tetzlaff dem Weltmodell der Romantik zuordnet, zur Personifikation von Stärke und Moral und somit zum Idealtyp eines metaphorischen Helden. Tetzlaff vertritt die These, dass Batmans Gegenspieler paradigmatische Zeichenfunktionen verkörpern. In dieser antagonistischen Anlage über Äquivalenz spiegelte sich symptomatisch die »Gefährdung des Metonymischen durch das Metaphorische« (S. 100). Tetzlaff arbeitet mit diesem Fokus auf die Logik von Sprachformen dominante Verfahren heraus, betont aber, dass es durch mediale Übergänge immer wieder zu Neuverhandlungen heroischer Systeme kommen könne.

In **Teil 2 (»Irritierende Heldenfiguren«)** steht die Entstehung und Auflösung irritierender Heldenbilder im Fokus. Die Irritationen entstehen dabei über die Inszenierung von Brüchen an unterschiedlichen Stellen des Dechiffrierungsprozesses: narrative Brüche durch ›unzuverlässiges Erzählen‹ (Svenja Fahr) versus Bruch mit historisch geprägten Erwartungshaltungen (Lena van Beek). Das

29 S. 86 in diesem Band. Tetzlaff begreift Metonymie im Sinne Roman Jakobsons in einer Polarität zur Metapher (vgl. S. 53) und verweist hierzu auf Roman Jakobson: Zwei Seiten der Sprache und zwei Typen aphatischer Störungen [1956], in: ders.: Aufsätze zur Linguistik und Poetik, hg. v. Wolfgang Raible, Frankfurt a.M. u.a. 1979, S. 117-141 sowie ders.: Linguistik und Poetik [1960], in: ders.: Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921-1971, hg. v. Elmar Holenstein und Tarcisius Schelbert, Frankfurt a.M. 1979, S. 84-121.

Erkennen von Helden wird in dieser Sektion auf verschiedenen narrativen Ebenen erschlossen (Figurenkonzeption, Handlungs-, Darstellungs- und Rezeptionsebene) und im Spiegel literarischer Gattungsnormen betrachtet.

Svenja Fahr beleuchtet die brüchige Figurenzeichnung des (Anti-) Helden Gasoein in der ›Crône‹. Die positiven Zuschreibungen eines außergewöhnlichen Ritters, die Gasoein in Figurenrede und Erzählerkommentar gewinnt, stehen im Widerspruch zur dargestellten versuchten Vergewaltigung. Die fehlende Kohärenz zwischen der Bewertung des Helden und der Figurenhandlung auf der Ebene der *histoire* wird als Ursprung eines Bruchs in der Erkennbarkeit des Heroischen behandelt. Dieser Darstellungsmodus wird mit Berufung auf Wayne C. Booth als »unzuverlässiges Erzählen«³⁰ charakterisiert. Diese Entproblematisierung eines problematischen Helden evoziere Zweifel am Werte- und Rechtssystem des Artushofs und verweise auf die Brüchigkeit der Diegese, die insbesondere für moderne Rezipienten Irritationsmomente bereithalte.

Lena van Beek nimmt eine historisch-semantische Perspektive ein, um die unklare Dichotomie zwischen den Begriffen ›Riese‹ und ›Held‹ im Mittelalter zu beleuchten. Dem Begriff *helt* haften in seiner historischen Semantik eine Ambiguität an, die eine trennscharfe Abgrenzung zum Ausdruck *ryse* erschwere. Van Beek demonstriert die historische Nähe der Begriffe am Wort *helidos* in der ›Altsächsischen Genesis‹ aus dem 9. Jahrhundert und gibt einen Einblick in die unfesten vormodernen Implikationen von Helden- und Riesenkonzepten. Diese fluide Diskurstradition bedinge Varianz und unscharfe Grenzen, die für uns heute irritierend wirken können. Van Beek konkretisiert ihre Argumentation an ausgewählten Beispielen aus Heldenbüchern (›Laurin‹, ›Rosengarten‹ und der ›Heldenbuchprosa‹) und betont dabei, dass die Erkennbarkeit von Helden letztlich immer auch eine Frage nach der Dominanz »wirkungsmächtige[r] Texte und Diskurse« (S. 124) sei.

Matthias Däumer und Florian Nieser demonstrieren in **Teil 3 (›Lesbarkeit als (Figuren-)Konzept‹)**, wie die Lesbarkeit von Helden als handlungstragendes und sinnstiftendes Element des Erzählens in Erscheinung treten kann. Dabei nehmen sie mit Wolframs ›Willehalm‹ und der Titelfigur der britischen Kultserie ›Dr. Who‹ Heldenfiguren in den Blick, deren Lesbarkeit durch unklare und wechselnde Zeichenkodierungen erschwert ist.

30 Fahr bezieht sich hier auf Booths Verständnis des *unreliable narrators*: »For a lack of better terms, I have called a narrator *reliable* when he speaks for or acts in accordance with the norms of the work (which is to say the implied author's norms), *unreliable* when he does not.« (Wayne Clayton Booth: *Rhetoric of Fiction*. Chicago [u.a.] 1961, S. 158f., Hervorhebungen im Original), vgl. S. 108 in diesem Band.

Matthias Däumer fragt am Beispiel höfischer Artusromane und der britischen TV-Serie ›Doctor Who‹ nach »Festigkeit oder Flexibilität heroischer Signale« (S. 144) von seriellen Helden. Für die mittelalterlichen Helden stelle sich die Kontinuitätsfrage zum einen aufgrund der seriellen Distribution in Vortrageinheiten und zum anderen deshalb, weil sie in den Werken verschiedener Autoren auftreten. Der Serienheld ›Doctor Who‹ wurde seit 1963 von dreizehn verschiedenen Darstellern verkörpert und hat entsprechend viele Charakterregister durchlaufen. Däumer betrachtet die Selbstreflexivität der TV-Serie an einer der bedeutendsten Bruchstellen, dem Übergang vom vierten zum fünften Doctor; hier überwindet der Held die Brüchigkeit seiner Identität, indem er die Konstruiertheit des ›Pseudo-Mittelalter‹-Settings in ›Castrovalva‹ erkennt. Er kann zeigen, dass ›Doctor Who‹ sich hier vom vorherrschenden ›Ding-Fetischismus‹ der Serie löse. Analog zum arthurischen Helden Gawein bestätige sich das Kontinuitätsnarrativ des Doctors nicht durch das Aufrufen von »Dingen, Charaktereigenschaften und Vorgeschichten« (S. 169), sondern werde vielmehr über dessen Funktion hergestellt. Däumer formuliert damit eine Gegenposition zu der verbreiteten Vorstellung, das Mittelalter basiere auf einem »einfache[n] Umgang mit Heldensignalen [in] ihre[r] Minimierung auf das Allernötigste« (ebd.). Diese Vorstellung sei eventuell dem »Wunsch nach einem alteritären Mittelalter als Gegengewicht zu einer als kompliziert empfundenen Gegenwart« (ebd.) geschuldet.

Florian Nieser zeigt anhand eines Vergleichs der ›Bataille d'Aliscans‹ und des ›Willehalm‹ Wolframs von Eschenbach die Abhängigkeit der Heldenfigur von ihrem Publikum. Die (intradiegetischen) Rezipienten können das Erkennen des Heros durch eine intentional gefärbte Lektüre verfälschen oder aber zur Gänze verweigern. Nieser konzentriert sich auf die erzählten Figuren, die Helden lesen, wobei sich die externen Rezipienten wiederum als Beobachter in diesen spiegeln. Betrachtet wird der Einzug des Helden am französischen Königshof in der altfranzösischen Vorlage und in Wolframs Text. In der ›Bataille d'Aliscans‹ trete Guillaume als bedrohlicher Heros auf, dessen Schrecken durch König Loois depotenziert werde, indem dieser das Zeichensystem wechsele und in seinem Spott eine alternative Lesart des Helden eröffne, der damit der Lächerlichkeit preisgegeben werde. Im ›Willehalm‹ werde der Markgraf in einer »im Grunde eindeutigen Lesart« (S. 173) gezeichnet. Der Hof verweigere ihm aber – expliziert durch Kontakt- und Grußverweigerung – das Lesen dieser Zeichen. Der Beitrag nimmt den (intradiegetischen) Rezipienten in seinem aktiven Wirkungsgrad in den Blick und zeigt, wie dieser das Generieren von Bedeutung aktiv beeinflussen, umlenken und sogar verweigern kann. In Analogie zu dieser kommu-

nikativen Spannung kann Bedeutungsgenerierung dabei als Inszenierung der Verhandlung von Macht genutzt werden.

Die Beiträge in **Teil 4** fragen nach der **Beziehung von »Held, Kunst und Kanon«** und nehmen damit die Erkennbarkeit des Heroischen als Teil von Kunst- und Künstlergeschichte in den Blick. Anna Pawlak stellt die Bedingungen der Konstitution von Ambiguität einerseits und Disambiguierungstendenzen andererseits in eine diachrone und intermediale Perspektive, um den Zugang zu einer hochgradig wandelbaren und polarisierenden Heldenfigur zu ermöglichen. Jennifer Trauschke betrachtet Selbst- und Fremdzuschreibungen des Heroischen sowie Selektionsprozesse als Eckpunkte einer Helden-Vita. Mit der ›Strahlkraft‹ des Helden adressiert sie eine Kategorie der Präsenz und betritt dadurch, mit Schulz gesprochen, den Raum ›asemiotischen‹ Erkennens.

Anna Pawlak arbeitet in intermedialer Perspektive auf den spartanischen Helden Leonidas eine produktive Dynamik zwischen Tendenzen des Vereindeutigens und Bestrebungen der Ambiguisierung heraus. Am Beispiel von Frank Millers ›300‹ (1998) fragt sie danach, wie die Gattung der *Graphic Novel* mittels künstlerischer Verfahren das epistemische Potential des wirkmächtigen, jahrhundertlang tradierten Leonidas-Mythos auslotet. Leonidas, der bis heute Vorbildfunktion für die modernen Superhelden bildkünstlerischer Medien des 20. und 21. Jahrhunderts hat, ist Träger eines ambivalenten Heldentums. Zum einen sei er Sinnbild der Kriegerehre und eines patriotischen Opfertods, zum anderen sei er in seiner Unmenschlichkeit und seinem destruktiven Streben nach einem ruhmreichen Tod Antiheld. Diese Ambivalenz konstituiere Frank Miller visuell mittels einer Ästhetik von Selbst- und Fremdgewalt. Pawlak demonstriert, wie die Ambiguität der *Graphic Novel* in der Filmversion von Zack Snyder (2007) ›fast vollständig nivelliert und die moralische Unschärfe der Figuren durch klare Konturen ersetzt‹ (S. 207) werde. Die Gewalt gerate im Film zum Selbstzweck und löse das Heroische aus seiner ambigen Tradition heraus.

Jennifer Trauschke betrachtet die Zuschreibung ›heroischer Attribute‹ in den Künstlerheroisierungen italienischer Vitentexten des 16. Jahrhunderts. Sie untersucht ›das Heroische als ›kulturelles Konstrukt‹ von Phänomenen der Fremd- und Selbstzuschreibungen.«³¹ Am Beispiel der Lebensbeschreibung Mi-

31 S. 209 in diesem Band. Mit dem Begriff des ›kulturellen Konstrukts‹ wird ihre Einbettung in die Systematik des Heroischen, die im DFG-Sonderforschungsbereichs 948 ›Helden – Heroisierungen – Heroismen‹ an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg erarbeitet wird, deutlich. (Bericht von Ralf von den Hoff [u. a.]: Das Heroische in der neueren kulturhistorischen Forschung: Ein kritischer Bericht, H-Soz-Kult (2015),

Michelangelo durch Giorgio Vasari (1550/68) zeigt sie, wie die ›Strahlkraft‹ herausragender Künstlerpersönlichkeiten auf deren Werke übertragen werde und von diesen wiederum auf den Künstlerhelden zurückwirke. Davids unmögliche Aufgabe im Kampf gegen Goliath erscheine in diesem Blickwinkel als Analogie für den künstlerischen Schaffensprozess Michelangelos. Die Konstruiertheit heroischer Attribute wie »Exzeptionalität« (S. 218) und »übermenschliche[] Wundertätigkeit« (S. 219) mache die Zuschreibung als eine der Mechanismen der Etablierung einer Heroen-Vita deutlich. Als weiteren Mechanismus der Kanonisierung eines Heldenbildes nimmt Trauschke Selektionsprozesse in den Blick. Die ›Nicht-Aufnahme‹ von Kunstwerken und Künstlern in einen bestimmten Kanon bilde ein »agonale[s] Moment« (S. 225), das zu einer indirekten, aber wirkmächtigen Zuschreibung heroischer Qualitäten führen könne.

In **Teil 5 (»Helden als Element (pop-)kultureller Reflexion«)** stellen Bernd Zywiets und Thalia Vollstedt Helden als Knotenpunkte sich wandelnder gesellschaftlicher Ideen im Wechselspiel von Tradition und Innovation in den Fokus. Heroische Rollenmuster werden im Spannungsfeld von Selbst- und Fremderkenntnis verortet und mit der Frage nach den Eckpfeilern von Identität verknüpft, wobei insbesondere die Möglichkeit einer Trennung von privater und heroischer Identität behandelt wird.

Bernd Zywiets macht die Darstellung von Drohnenpiloten als »Computerspieler« in Karikaturen³² zum Ausgangspunkt für die Frage, welche orientierende Funktion der Erkennbarkeit des Heroisch-Militärischen in einer Gesellschaft zukomme. Die sich in den westlichen Industrienationen seit den 1990er Jahren vollziehende Militärprivatisierung, Entideologisierung und Technisierung bringe die Abkehr von einem soldatischen Heldenbild mit sich, das sich durch die Ideale der Ehre und der Opferbereitschaft auszeichne. Durch die »raum-zeitlich distanzierende[] Militärentwicklung« (S. 235) hin zu Drohnenkriegen komme es zu einem »Kollaps der Distanz-Intimität-Polarität, was die erlebte Nähe zu den menschlichen ›Zielobjekten‹ anbelangt« (S. 239). Die »Auflösung der identitätsformenden Achse von Heimat (*home*) und Gefecht (*combat*)« (ebd.), die das ›postheroische‹ Bild des Soldaten bestimme, habe ihren Widerpart im (Stereo-)Typ der »[j]ihadistische[n] Körper- und Bilderguerilla« (S. 241). Im Kontext kulturhistorischer Problemkonstellationen zeigt Zywiets am Beispiel US-amerikanischer Spielfilme und Fernsehsendungen Entwicklungslinien auf,

URL: <http://www.hsozkult.de/literaturereview/id/forschungsberichte-2216> (Aufrufdatum: 02.03.2019).

32 S. 229f. in diesem Band. Zywiets verweist auf Karikaturen von Nate Beeler (2019) und Andy Singer (2016).

die als eine Art kollektive Bedürfnisbefriedigung die Einordnungs-, Wert- und Imaginationslücke schließen, die das Phänomen des ›Postheroismus‹ hinterlasse.

Thalia Vollstedt untersucht die Doppelidentität von Helden zwischen heroischer und privater Identität. Dazu arbeitet sie im Vergleich mittelalterlicher Heldenfiguren (Iwein, Parzival, Tristan) mit modernen Superhelden (Captain America) Bedingungen für die literarische, graphische und filmische Inszenierung einer solchen Doppelidentität bzw. des Übergangs zwischen identitätsstiftenden Rollenmustern heraus. Während der Löwe als Hauptkennungsmerkmal für die Ersatzidentität Iweins fungiere und auch Parzival seine Identität als ›Roter Ritter‹ über die Dominanz äußerer Zeichen gewinne und somit mit der »Option zum Ablegen und Umbesetzen« (S. 251) der Zeichen gleichsam das ›Ablegen und Umbesetzen‹ der Identität präsent gehalten werde, gestalte sich dieser Übergang zwischen Tristan und seinem ›alter Ego‹, dem Spielmann Tantris, weniger geradlinig. In Tantris werde keine rein äußerlich fixierte Doppelidentität erkennbar; Vollstedt sieht hier vielmehr eine Verlagerung der Identitätskonstitution in den Bereich der Innerlichkeit. All diese genannten Facetten der Figuren aus dem höfischen Roman finden eine Entsprechung in der Art und Weise, wie das ›Marvel Cinematic Universe‹ von Steve Rogers und seiner Doppelidentität als Captain America erzähle.

Die Dechiffrierung von Helden ist ein umfassender Semioseprozess mit dynamischem Potential, wie eine Zusammenschau der Beiträge dieses Bandes zeigt. Insbesondere wird deutlich, dass die Frage, wie Helden als Helden erkennbar werden, im Grunde eine doppelte ist: Wodurch werden Helden erkennbar? Und wie wird dieses Erkennen medial inszeniert? Die Beispiele, die in diesem Band analysiert werden, eröffnen ein Spannungsfeld zwischen gelungener (Selbst-)Inszenierung von Helden mit eindeutiger Wirkabsicht einerseits und andererseits Beispielen, in denen das Heroische ein irritierendes und bisweilen ambiges Profil gewinnt. Dabei liegt der Schwerpunkt der Beiträge des Bandes ganz entschieden darauf, dass implizite semiotische Prozesse des Erkennens mit Blick auf die Stationen eines Dechiffrierungsprozesses explizit gemacht werden.

Aus den thematisch wie methodisch vielfältigen Beiträgen seien insbesondere zwei Grundeinsichten herausgehoben:

- 1) *Held ist, wer als solcher erkannt wird.* Erkennen ist konstitutiver Bestandteil des Heroischen. Die Zeichen des Helden müssen wahrgenommen und erkannt werden; gescheitertes Erkennen wird problematisiert – sei es als Unvermögen des Betrachters oder in Form einer Infragestellung des Helden.
- 2) *Mit Helden-Zeichen kann man arbeiten.* Setzt man den Fokus auf Zeichen, wird ihre Intentionalität erkennbar. Das ambige Potential von Zeichen kann entweder zugespitzt oder depotenziert werden.

Die diachrone Perspektive des Bandes hat den Blick dafür geschärft, dass die Sichtbarkeit äußerlicher Einzelzeichen, wie sie Schulz für das Mittelalter herausgearbeitet hat, nicht nur für die Helden des Mittelalters konstitutiv ist. Es hat sich als ein Konzept erwiesen, mit dem auch die Moderne vertraut ist.